

«Ich gehe lieber nach draussen»

Jugendliche sehen das drohende Social-Media-Verbot erstaunlich entspannt. Aber mit Pro Juventute stemmt sich ausgerechnet eine Jugendschutzorganisation gegen ein Verbot. Wieso? VON GIOIA DA SILVA

Die Schülerinnen und Schüler springen begeistert auf und rennen zum hintersten Tisch im Klassenzimmer. Nadja Forster, Medientrainerin der Kinder- und Jugendschutzorganisation Pro Juventute, hat ihnen soeben erlaubt, ihre Smartphones zu holen. Eine Seltenheit. Normalerweise bleiben die Geräte den ganzen Tag verstaut.

Es ist ein Donnerstagmorgen an der Stadtberner Schule Muristalden. Die 5./6. Klasse lässt heute Werken ausfallen und hat stattdessen einen Workshop mit Forster. Thema: Social Media und Cybermobbing. Mit solchen Medientrainings will Pro Juventute Jugendliche für Gefahren im Netz sensibilisieren. Es sollen Themen wie Körperbilder, Datenschutz, Sextortion besprochen werden. Für alles wird die Zeit an diesem Morgen nicht ausreichen. Aber der Grundsatz ist klar: «Wir wollen den Jugendlichen einen gesunden Umgang mit digitalen Medien vermitteln, sie im Netz begleiten, anstatt sie davon auszuschliessen», sagt Forster.

Damit spricht sie etwas an, was auf den ersten Blick überraschen mag: In der Schweiz befürworten 80 Prozent aller Menschen ein Verbot von sozialen Netzwerken für Jugendliche unter 16 Jahren. Am Mittwoch trat in Australien ein solches Verbot in Kraft. Doch ausgerechnet die Jugendschutzorganisation Pro Juventute ist dagegen. Stattdessen setzt sie sich dafür ein, dass mehr Schulen Workshops durchführen wie jener, der in dieser Klasse gerade stattfindet.

Zu Beginn füllen die sechzehn Jugendlichen der Klasse eine Online-Umfrage aus. Sie zeigt, welche digitalen Medien die Jugendlichen besonders gerne nutzen. Die beliebteste App ist Whatsapp, danach folgt Spotify. Platz drei teilen sich die Plattformen Snapchat, Youtube und Google. Dann kommen Tiktok, Netflix und Fifa.

Schon das zeigt: Soziale Netzwerke wie Instagram sind für diese Klasse nicht besonders attraktiv. Vielleicht liegt das am Alter: Die meisten der Schülerinnen und Schüler sind 11 oder 12 Jahre alt. Für sie sind Online-Spiele oder Videoportale interessanter.

Unterschiede in der Freizeit

Wer in der Pause nachfragt, stellt fest: Ein Social-Media-Verbot für Jugendliche unter 16 Jahren, wie es auch in der Schweizer Politik und auf europäischer Ebene diskutiert wird, wäre für diese Klasse kein Problem. Darauf angesprochen, zuckt ein 11-jähriger Junge, nennen wir ihn Jannik, mit den Schültern. Er sagt: «Wenn ich nicht auf Tiktok dürfte, würde ich etwas anderes machen.» Die Namen aller Schülerinnen und Schüler wurden für diesen Artikel auf Wunsch der Schule geändert, um Rückschlüsse auf die Jugendlichen auszuschliessen.

Während des Workshops entlarvt sich das Klischee, dass Teenager ihren Smartphone-Konsum nicht im Griff hätten, dass sie wie Zombies an den Bildschirmen hingen, als das, was es schon immer war: eine pauschale Abwertung der Jugend. An dem Workshop-Morgen rebelliert jedenfalls kein Schüler, keine Schülerin gegen die Regel, dass die Smartphones selbst in den Pausen in der Holzbox hinten im Klassenzimmer bleiben. Auch Einschränkungen der Eltern zur Nutzungsdauer werden hingenommen. Und die Klassenlehrerin muss die Smartphones weder wegschliessen noch jemanden wegen einer unerlaubten Benützung ermahnen.

In der Schule gilt also für alle das Gleiche: kein Smartphone. In der Freizeit hingegen könnten die Unterschiede nicht grösser sein. Das zeigt ein Vergleich zwischen Michelle, 10, die noch kein Smartphone hat, und Aaron, 11, der schon seit drei Jahren ein eigenes Smartphone besitzt. Bei Aaron zu Hause gilt Laissez-faire: Sobald die Hausaufgaben erledigt sind, darf er



Keiner der Schülerinnen und Schüler rebelliert gegen die Regel, dass die Smartphones selbst in den Pausen in der Holzbox im Klassenzimmer bleiben.

CHRISTIAN BEUTLER / KEYSTONE

mit dem Handy oder der Playstation spielen, so lange er will. An Sonntagen «zocke» er teilweise bis zu drei Stunden, sagt er im Gespräch.

Natur-Dokus und Horror-Games

Grundsätzlich, vermittelt Aaron, als er die Textpassage mit seiner Aussage gegenliest, dürfe er nur Spiele spielen, die für 12-Jährige freigegeben seien. Allerdings bestätigt er, einmal «kurz» Einblick ins Horrorspiel «Alan Wake II» gehabt zu haben. Darin kontrolliert der Spieler eine Figur, die in einer heruntergekommenen U-Bahn-Station einer Blutspur folgt. Der Spieler muss Geister erschiessen, sieht sich Szenen mit Ritualmorden an, geht durch einen Zug, in dem sich menschliche Leichen türmen. Die Altersfreigabe ist ab 18 Jahren. Manchmal habe er Alpträume, bestätigt der 11-Jährige, aber Spiele, die ihm allzu unheimlich seien, lösche er wieder. «So geht das ganz gut», findet er.

Bei Michelle zu Hause gelten striktere Regeln, womit sie selbst aber problemlos leben könne, wie sie sagt. Sie störe sich nicht daran, dass sie als Einzige in ihrem Freundeskreis noch kein Smartphone habe. Ihre Freundinnen nicken, als sie sagt, sie sei genauso Teil der Gruppe, obwohl sie kaum online sei. Michelle nutzt manchmal das Familien-Tablet, um Informationen nachzulesen, die sie interessieren oder die sie für die Schule braucht. Ausserdem schaue sie manchmal mit ihrer Schwester «Anna und die wilden Tiere» oder andere Natur-Dokus. «Aber», sagt die 10-Jährige, «eigentlich gehe ich lieber nach draussen.»

Zwischen Michelle und Aaron liegt ein breites Mittelfeld. Tobias hat eine Zeitbeschränkung von 45 Minu-

Weil sich die Plattformen ständig verändern, müssen die Grenzen für Jugendliche dauernd neu ausgehandelt werden.

ten pro Tag für Spiele und 10 Minuten für Safari. Auf Janniks Handy sorgt die App Kidslox dafür, dass das Gerät deaktiviert wird, sofern er es länger als eine Stunde pro Tag nutzt. Das komme aber selten vor, sagt Jannik. Die 10 Minuten vor dem Einschlafen, in denen er üblicherweise Tiktok-Videos anschaut, gingen meist ohne Einschränkung. Sonst nutze er gerne Snapchat, um sich mit seinen Freunden zu verabreden. Anna, Lena und Eva nutzen soziale Netzwerke, wenn sie sich entspannen wollen. Oder um sich nach einem Streit mit den Eltern abzulenken. Ihre Smartphone-lose Freundin Michelle sagt dazu: «In solchen Fällen lese ich ein Buch.»

«Kinder können viel»

Soziale Netzwerke scheinen in dieser Klasse abkömmlich. Einer der Jugendlichen würde ein Verbot sogar befürworten. «Ich habe kein Tiktok, ich lese lieber die Zeitung», sagt Michael. Der 11-Jährige, so scheint es, kann seinen Digitalkonsum schon besser reflektieren als manche Erwachsene. Er fühle sich schlecht, wenn er zu lange in Bildschirme schaue. Deshalb versuche er, dies zu vermeiden, sagt er.

Als der Workshop vorbei ist, gehen die Jugendlichen in die Mittagspause. Niemand fragt nach seinem Handy, die Jungs klettern auf die Garderobe vor dem Klassenzimmer, die Mädchen verschwinden in den Gängen.

Die Medientrainerin Nadja Forster bespricht den Workshop mit Luzana Musliu, Lobbyistin und Medienverantwortliche von Pro Juventute. Dann diskutieren sie das drohende Social-Media-Verbot für Teenager: Musliu sagt, es sei absehbar, was nach einem allfälligen Verbot passiere: «Die Politik wird glau-

ben, das Problem der Jugend mit den Medien gelöst zu haben.» Dabei seien die sozialen Netzwerke nur ein Teil des Medienkonsums von Jugendlichen.

Forster nickt, während ihre Kollegin spricht. Danach fügt sie an: «Kinder können viel. Man darf ihnen auch viel zutrauen.» Wenn man sie entsprechend begleite, könnten Jugendliche einen gesunden Umgang mit sozialen Netzwerken lernen. Ausserdem hätten die Jugendlichen ein Recht auf Teilhabe am digitalen Leben.

Die Nutzung thematisieren

Ein Verbot wäre primär symbolisch, glauben die beiden Fachleute. Jugendliche könnten die Alterskontrollen technisch umgehen und die Netzwerke dann vielleicht auch im Geheimen nutzen. Damit würde es noch unwahrscheinlicher, dass Jugendliche problematische Erfahrungen auf den Plattformen mit Erwachsenen besprechen.

Und das gelte es zu verhindern, sagt Forster. Grundsätzlich rät sie Eltern, dass sie die Nutzung von Online-Plattformen regelmässig mit ihren Kindern thematisieren. «Kommt ein Kind vom Sport nach Hause, fragen viele Eltern, wie es war und ob das Kind vielleicht ein Tor geschossen hat. Bei der Nutzung des Internets geht es in vielen Familien aber nur um eine Frage: Wie lange dürfen die Kinder an die Geräte?»

Anstatt nur die Dauer der Nutzung zum Thema zu machen, rät Forster den Eltern, vermehrt nachzufragen: «Was hast du heute online erlebt? Was hat besonders Spass gemacht? Was hat dich beschäftigt?» Idealerweise bekommen es die Eltern dann mit, wenn ein Kind zum Beispiel von einer fremden Person angeschrieben wird. In der Berner Schulklasse wurden bereits fast alle, die ein eigenes Gerät besitzen, von Unbekannten kontaktiert. Geschieht das, können Eltern nachfragen: Was wollte die Person von dir? Hast du geantwortet? Unter Umständen finden Eltern so einen Einstieg in Gespräche über Themen wie das Versenden von Nacktbildern – und das Risiko, damit unangenehm exponiert oder gar erpresst zu werden.

Es braucht mehr Budget

Bloss: In Familien in belastenden Situationen dürften solche Gespräche meist ausbleiben. Die Frage, ob ein Verbot der Plattformen für Kinder, die es sowieso schon schwer haben, nicht doch eine Chance sein könnte, verneinen Musliu und Forster. Wolle die Politik mehr Chancengleichheit herstellen, müsse sie mehr «in die Befähigung von Kindern und Familien generell investieren», findet Musliu. Damit meint sie unter anderem: Es braucht mehr Budget für Medienbildung an Schulen und an Elternabenden.

Ausserdem fordert Pro Juventute eine stärkere Regulierung der Betreiberfirmen hinter den sozialen Netzwerken. Die Schweizer Plattformregulierung, die der Bundesrat Ende Oktober in die Vernehmlassung geschickt hat, findet Musliu zu zahn. Sie sei nicht ausreichend auf den Jugendschutz ausgerichtet. Weder sei Geld für eine bessere Präventionsarbeit vorgesehen, noch kämen Cybermobbing, Sextortion oder Cybergrooming darin vor, kritisiert sie.

Der Besuch zeigt: Für Fachpersonen, die sich täglich mit Jugendlichen befassen, schafft ein Verbot von Social Media für Teenager mehr Probleme, als es löst. Für Eltern, wie auch für die Gesellschaft als Ganzes, gilt: Weil sich die Plattformen ständig verändern, müssen sowohl die Grenzen für Jugendliche wie auch die Anforderungen an Plattformen dauernd neu ausgehandelt werden. Das ist anstrengend. Aber bis jetzt vielleicht der einzig sinnvolle Umgang mit den Diensten.